

Eine Schuld ohne Sühne, oder eine Frau will nach Oben

Häuser haben Geschichte und Geschichten. Eine solche wurde eindrucksvoll am 6. März im Nordharzer Städtebundtheater in Quedlinburg auf der Bühne gegenwärtig. Es muß nicht immer der große Stein des Anstoßes sein, der gewaltige Dinge ins Rollen bringt. Manchmal genügt auch nur ein Erinnerungspflaster, das ausgegraben wird, um Verdrängtes zu Tage zu fördern. So bei der sehr gut besuchten Premiere von „Der Stein“ von Marius von Mayenburg. Gut gewählt kann man da zuvorderst den Verantwortlichen zurufen. Das war ja mitunter nicht immer so.

Dresden 1993. Man lebt noch aus den Kartons gerade einziehend in ein neues Heim. Die Tochter wehrt sich, da sie aus ihrem Zuhause dorthin verfrachtet worden ist. Die Mutter ist stolz darauf, obwohl ihr Mann, wohlweislich der Konflikte, schon Reißaus genommen hat, während die Großmutter schon leicht dem Alter geschuldet, sich eher der Vergangenheit zuwendet. Und dies Erinnern führt in das Erleben der letzten Kriegstage im Elbflorenz, aber noch mehr in die Anfänge des dritten Reiches, die 1935 noch nicht erahnen ließen, was später einmal einem dutzend Jahre ihren Stempel aufdrücken wird. Hannes Hametner hat in seiner erneuten Regiearbeit am hiesigen Theater einmal mehr bewiesen, daß er sperrigen Stoffen ein Leben einhaucht und mit seinen Figuren fühlt. Das spürt das Publikum vom ersten Moment an. Hier gibt es kein schwarz auf weiß, keine Abgrenzung von gut und böse, was diesem Abend eine ganz besondere Note verleiht, denn es wäre einfach gesponnen, hier eine klare Struktur zu setzen. Die Komplexität der jeweiligen Handlungen erfährt sich aus dem Zeitpunkt ihrer Entstehung. Diese liegt in verschiedenen Diktaturen und solche, die man gemein hin für Demokratie hält.

Mietze ist die Frau Direktor des veterinärmedizinischen Institutes und im Begriff mit ihrem Gatten das Land zu verlassen. Die grade verordneten Nürnberger Rassengesetze lassen für den jüdischen Haushalt nichts gutes ahnen. So also muß das Haus verkauft werden. Es bietet sich nunmehr an, es in gute Hände zu geben. Die Frau des Assistenten hat großes Interesse in der Hierarchie nach oben zu klettern, was sich in einer Villa durchaus manifestieren würde. Ihr Mann hat Skrupel ob der offensichtlichen Vorteilsnahme, aber er fügt sich Withas Wunsch und versucht den Preis zu drücken, oder aber es wird von anderer Seite geschachert. Wir wissen es nicht. Was der Zuschauer erfährt ist das, was er sehen will. Alle Interpretationen sind möglich. Dies liegt vor allem an dem nuancierten Spiel der Schauspielerinnen. Auf der einen Seite die in perfekter Abendgarderobe gekleidete noch Besitzerin des Hauses und auf der anderen Seite eine zögerliche Frau der neuen Herrenrasse, der man ihren „Aufstieg“ noch nicht ansieht. Sie wird fast alles verlieren. Nach dem Volksaufstand mit der minderjährigen Tochter die Flucht in den Westen; das Haus verläßt sie wie ihre Vorgängerin. Auch jetzt zieht ein Gewinner des Systems ein und scheidet ehemals am Wechsel der politischen Gegebenheiten im senilen Verfall. Zurück bleibt eine Enkelin, die ihrem Heim entsagen muß, da alte Ansprüche sich in ein neues Recht gesetzt haben. Nun kommt sie zurück, kommt um zu stören. Was vor allem die neue Besitzerin

nicht begreifen will. Sieht sie sich doch als Tochter eines Widerstandskämpfers, im Bewusstsein ein Erbe zu tragen, welches es hochzuhalten gilt und die Umstände sind doch so klar umrissen. Sind sie eben nicht. Das Leben hat man sich zurechtgebogen. Die Lüge zur Wahrheit apostrophiert, der man zum Ende hin nachhängt. Tragik.

Das ist bisweilen aber auch durchaus komisch. Aber vor allem ist es formidable in Szene gesetzt. Die Bühne (Giovanni de Paulis) ist auf das nötigste reduziert, füllt aber trotzdem mit Licht und anderen Effekten gekonnt den ganzen Raum aus. Gazevorhänge erlauben es den Personen nicht in andere Ebenen zu gehen, ohne die selben zu verlassen, wobei dieser Kniff dem ganzen einen beinahe dunstigen Schleier verleiht, unter dem sich das ganze Menetekel der eigenen Verlogenheit düster verwebt. So kriminalistisch die Vorlage gestrickt ist, gelingt es Hametner mit plakativen Überraschungen schnell, dem Zuschauer Hinweise zu geben und sich ganz auf das Geschehen in den verschlungenen Zeitzonen zu konzentrieren, um sich der eigentlichen Sache zu widmen. Einem Ensemble zuschauen zu können, was großartig aufspielt.

Gerold Ströhe sträubt sich in einer Phantasieuniform gegen den Schreibtischtäter wider Willen. Als Opfer des Systems spielt er permanent an die Flanken, als wenn er der Wahrheit nicht ins Auge blicken möchte, sondern sich lieber mit der Klarinette im Duett versöhnen will. Seine Tochter Heidrun, im Habitus eines fatalen Lügengebäudes eingemauert, wird glaubhaft und standfest von Marie Luise Kießling verkörpert. Ihre Tochter Hannah verleiht Lisa Marie Liebler mit einer Schnoddrigkeit Gestalt, die der Jugend anhaftet und die in Folge dazu führt, daß, auf der Suche nach der Wahrheit, die Großmutter sich erneut zu einer Lüge aufschwingt, um das fragile Gebilde an Schein und Sein nicht einstürzen zu lassen. Ein Kontrapunkt ist Julia Siebenschuh als Störenfried Stefanie. Mitreißend gespielt gibt sie der Rotzfrechen Punkerin Würde. Genau wie Mona Luane Schneider als Jüdin Mietze einer untergehenden Epoche elegant und doch bissig tragische Figur verleiht. Im Mittelpunkt kaum die Bühne verlassend und sich von alt auf jung häutend, steht Sybill Güttner–Selka als Witha. Schwer in den Achtzigern, leicht verwirrt und dann plötzlich als sich lasziv räkelndes Frauchen, aber auch taffe Mutter und vor allen Dingen eine Person, die ihrem Konstrukt aus Schwindel und Halbwahrheiten festen Glauben schenkt. Man leidet nicht mit Ihr, denn die Schuld ist schon recht früh sichtbar, aber man kommt auch nicht umhin, diese Frau zu verstehen, wenn alles eingebuddelte aus der braunen Erde heraus geholt wird. Da hat der Stein der Erinnerung schon an Volumen abgenommen. Taugt nur noch als Briefbeschwerer letzter Zeugnisse zerrissener Gelübde. Getaucht in bleibende Bilder, angefangenen Sätzen, verengt sich das anrührende Spiel zu einem Puzzle mit Zeit übergreifenden Dialogen, wo am Ende das letzte Stück fehlt. Man mag dies seltsam finden. In der Konsequenz ist es aber nur richtig, zwingt es doch den Zuschauer zur Selbstreflexion und zu der Frage: Wie hätte ich gehandelt, wenn die Möglichkeit zum gesellschaftlichen Aufstieg nur eine Kaffeetasche weit entfernt scheint.

Theodor Einspruch